

Die neue Welt

Nr. 14

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Der Weibermann.

Roman von Maria Schlumpf.

(Fortsetzung.)

Sie ließen sich wirklich sehr viel Zeit, die beiden, und wichtig schien der Gegenstand ihres Gespräches zu sein, denn jetzt standen sie sogar still.

Und von weitem schon sah Frau Elisabeth, wie ihre schöne Tochter förmlich strahlte und glühte. Und er gar! Wie er beständig das Haupt zu ihr neigte! Wie sie beide lächelten! Plötzlich fiel Frau Elisabeth ein, daß schon einmal etwas zwischen Wolfgang und Senz gespielt hatte — ganz früh schon. Pauli hatte es ihr halb verraten, und halb war sie selber drauf gekommen. Wie es noch jetzt um die zwei stand, das sah sie nur zu deutlich — so dünn war sie nicht. Da naheten sie und beachteten sie nicht einmal, so sehr waren sie mit sich selbst beschäftigt. Mit weit offenen Augen starrte sie dem Paare entgegen, als es am Fuße der Treppe angelangt. Jetzt sahen sie die Mutter — aber sie ließen ihr Lächeln nicht, und Wolfgang grüßte sie mit einer gehobenen Freundlichkeit, als würde ihm heute allein ein reiches Erbe zufallen. Da steckte offenbar was dahinter, was Verdächtiges, Unerlaubtes. Doch dem wollte sie schon auf die Spur kommen, so einem Sappermentelzeug da.

Drin in der Stube saß der Melk schon hinter dem großen Tische, einen übervollen Teller Sauerkraut und Schweinernes vor sich. Aber auch für die Gäste standen Teller und Gläser bereit, und außer der Lieblingspeise des Bauern lockten noch andere Herrlichkeiten. Ein mächtiger Krug goldgelben Rheintalerbirnenmosts, goldgelber Emmentalerkäse, goldgelb gebackene Birnwecken. Dem Melk gegenüber saß der Bekker im Grund. Trotz der lockenden Speisen vor ihm machte der Mann gar keine vergnügte Miene. Er und Melk hatten halt politisiert, und da hatte er leider herausgebracht, daß der junge Bekkermann gar nicht so konservativ gesinnt war, wie es sich doch sonst von einem Buchwiler Bauern, einem Sohne von der Roßfluh und Nachfolger des seligen Hochblühfranz, erwarten ließ. Er, Hanskaspar, schimpfte nach Noten über die neue Verfassung, besonders über die unsittliche Zivilehe. Der Wackerer fürchtete nämlich bei der neuen Ordnung der Dinge in Nachteil zu geraten, weil dann die Hochzeitspaare ja nicht mehr zur Kirche und folglich auch nicht mehr zu einem Hochzeitsmahl in den Grund kommen würden.

Der Eintritt Wolfgangs und der beiden Frauen unterbrach den eifrigen Disput der

beiden, und dem Vorschlage Wolfgangs folgend, begann man gleich mit der Erledigung der Geschäfte. Da die Hauptsache, das Geld, nicht fehlte, so war die Sache bald in Freundschaft geregelt, und dann machte man sich erst mit einer gewissen Feierlichkeit und einem Gefühle von Berechtigung an den „zweiten Teil“ der



Ein malerischer Winkel.

Aufgabe. Namentlich war es der Gastgeber selber, der sich frisch ins Geschirr legte. Die Gläser klangen, und selbst Hanskaspars Miene hatte sich bedeutend erhellert, seit die harten Fünfrankenstücke auf seinem Schenkel lagen. Als aber Melk und Wolfgang fröhlich auf die neue Verfassung anstießen, hatte sich nicht bloß Senz eilig erhoben und war zum Nebentischen ge-

treten, um dort das Kaffeegeschirr zurechtzuordnen, sondern auch der Grundwirt stellte das schon erhobene Glas wieder vor sich hin.

„Nein, zu einer solchen Luderei werd' ich nicht stimmen,“ wetterte er. „Ich begreife nicht, wie ein rechter Bürger zu so etwas „ja“ sagen kann. Das kommt von den Herren in Bern, die so eine neue Art Heiden sind. Das wird lustig, wenn jeder Bagent und jedes Chachelfuhrmannsmädchen*) heiraten können, mir nichts dir nichts, ohne jemand etwas nachfragen zu müssen. Da ist das Armenhaus bald zu klein. Und wenn einem Lump seine Frau verleidet ist, so wird flugs geschieden und eine andere genommen, eine schönere natürlich.“

In seiner moralischen Entrüstung tat Hanskaspar einen tiefen Zug aus dem Glase. Wolfgang aber bemerkte in seiner ruhigen Art: „Es dünkt mich auch nicht besonders sittlich, wenn zwei Eheleute fortwährend in wüstem Gader nebeneinander leben, sich gegenseitig zur Last und den anderen zum Nergernis.“

„Manche leben aber keineswegs in Zanf und Streit, auch wenn nicht allenthalben alles klappert mit dem Ehestandsglück. Ein braver Christ muß sich überwinden können,“ schnarrte der Grundwirt. Und Frau Elisabeth bestätigte:

„Ja, wahrhaftig, unsereins hätte oft auch räsonnieren und davonlaufen können. Das könnt Ihr alle bestätigen: ich hatte mit dem Franz selig, so gut er sonst war, auch ein großes Kreuz. Aber ich hab mich überwunden, mit Geduld alles ertragen.“

Mit einer ergebungsvollen Miene bog die Sprecherin ihr Haupt ein wenig auf die linke Schulter, den Blick auf das braune Gefäß der Diele heftend.

Senz, noch immer am Nebentischen mit dem Abreiben der Tassen und Bestecke sich mühend, unterdrückte mühsam bei diesen Worten ihrer Mutter ein Lächeln und sah innigen Ausdrucks zu Wolfgang hinüber. Auch die andern richteten ihre Blicke unwillkürlich auf den Mann, von dem sie alle wußten, mit welcher unerschöpflicher Geduld er die Schwächen seiner Frau ertragen hatte. Dem Grundwirt schien das Thema auf einmal verleidet zu sein, und er begann die Vorzüge des Mostes und den Käse zu rühmen. Melk lachte mit seinem ganzen Gesichte und füllte die Gläser.

Da klopfte es an der Türe; ehe jemand

*) Geschirrhäusierer.

„Herein“ gerufen, öffnete sie sich, und herein trat der Metzgerhänfel, Wolfgangs Mietmann.

„Guten Abend beieinander,“ nälste er, indes ein rascher Blick der grauen Neuglein über die Herrlichkeiten auf dem Tische hinglitt. „Gast, scheint's, Besuch, Hochbühler, hast, denk, nicht Zeit, wegen des Stälbleins mit mir zu reden; werd ein andermal wiederkommen.“

„Komm, wirst wohl auch einen Schlud Most mögen,“ sagte Melf und wies dem Hänfel seinen Platz, indem er mit dem ausgestreckten Fuße einem leeren Stuhle einen Stoß gab, daß er etwas abseits vom Tische zu stehen kam. Demütig trottete das Männchen herfür, den alten Sitz vom grauen Strubelkopf reißend. Senz aber reichte dem Alten ein volles Glas. Der sah sie an, indem er das eine Auge zukniff. Das war so seine Art, wenn er mit Frauenteuten, besonders jüngeren, verkehrte. Das sollte andeuten, er witterte was als schlauer Bursche.

„Was meinst Du, Hänfel,“ wandte sich da Wolfgang an den Alten, „wenn Du auf Deine alten Tage mit dem Lisi Hochzeit machen darfst? Ichfahr Euch mit der Chaise zur Kirche.“

„Laß den Spaß, Bauer,“ erwiderte der Hänfel. „Meinst wegen der Zivilehe; solltest hören, wie der Pfarrer darüber schimpft.“

„Er wird es nicht mehr tun, vielmehr sich freuen, daß Du und Lisi aus der Sünde heraus und in den Stand der Ehe tretet. Lange genug hat das Mergernis gedauert, und auch ich bin noch in Verruf gekommen, weil ich Euch nur in meinem Schindelhause Wohnung gab, das wird aufhören.“

Der Alte zog das Holzpfleisch aus dem Munde und holte tief Atem. „Weißt, Wolf, auf den Anien wollt ich dem Herrgott danken, wenn's wahr würde, was Du sagst. Sieh da diese Pfeife, sie ist alt und wüßt, und ich rauch bloß das Päckchen zu zehn Rappen, aber eher ließ ich das Leben als die Pfeife und das Rauchen. Ganz wie mit der Lisi. Wir lassen nicht voneinander, und wenn die braven Budwiler sich an unserm Unverheiratetsein ärgerten, so hätten sie uns eben heiraten lassen sollen. Wie bin ich den Herren deshalb zu Füßen gefallen! Aber „Lump, Lump, Lump“ hat's bloß geheißt.“

„Ja, ja, Wolfgang,“ fügte der Grundwirt hinzu, „man weiß jetzt, daß Ihr ein Sasager sein werdet am Abstimmungstage.“

„Der Wolfgang ist halt ein Freigeiunter, Better,“ beeilte sich Senz zu sagen, als suchte sie den Verdacht, Wolfgang könnte zum Sasagen persönliche Gründe haben, zum voraus abzulenken. Sie goß den Kaffee ein und war froh über der Schwägerin Hilfe, da ihre Mutter, statt Hand anzulegen, sich so bedienen ließ, als wäre sie eine Fremde. Frau Elisabeth tat dies aus Berechnung; man sollte sehen, daß sie sich nicht alles gefallen ließ. Neben diesem „Roh von der Rohfluh“, wie sie im stillen Rosi nannte, arbeitete sie nicht. Es war genug an zwei Weibervölkern zur Beforgung des Haushaltes. Dann lag ihr daran, den Wolfgang und ihre Tochter scharf zu beobachten. Aber den ganzen Nachmittag und Abend hatte sie nichts Verdächtiges mehr zu entdecken vermocht. Doch beim Ausbruche — da — sie sah es deutlich, wie die Blicke der beiden ineinander tauchten, da sie die Hände zum Abschied sich reichten.

„Die Narren, die verflumten!“ — —

Frau Elisabeth war entschlossen, dem Hochbühl wieder einmal Adieu zu sagen und zur Philomena nach der Stadt zu gehen; diese bedurfte ihres Beistandes vielleicht jeden Augenblick. Zwar hätte sie lieber gewartet, bis Leo mit der demütigen Bitte vor ihr erschienen wäre: „Mutter, seid doch so gut und kommt zur Aushilfe, wir werden Euch zeitlebens dankbar sein.“ Aber wer konnte schließlich wissen, wie lange das noch dauerte! Und sie wollte nun einmal absolut nicht neben dem „Rohfluhroh“ bleiben. Die Stunde würde schon anbrechen, in

der klar wurde, was man an ihr gehabt und da man wieder reumütig sie zurückrief. Sie begriff nur nicht, wie Senz sich das alles so ruhig gefallen ließ. Wenn diese den rechten Sinn und Verstand für ihre Mutter hätte, so würde sie ein ander Wörtlein zu Melf sagen. Aber eben — die Senz — aus dieser ward sie gar nicht klar. Die hatte kein gutes Gewissen und das Sadermengels dumm Liebeszeug im Kopf. Nun, sie wollte schon noch dahinterkommen. Vorerst sollte das Männeli ins Vertrauen gezogen und beauftragt werden, daß es Augen und Ohren offen halte um das Paar herum.

Also stieg sie am Tage nach der Familienitzung auf dem Hochbühl im Feiertagsgewande den Fußweg hinab nach der Mühle. Es war ein schöner, frühlingshafter Tag. Die Sonne schien warm, und seitdem der Föhn sich mit ihr verbündet, war der Winter geschlagen und hatte sich nach kurzem Widerstande zu schleuniger Flucht entschlossen. Durchsichtig klar war die Luft, ein sanfter Spiegel der See, tiefblau und zum Greifen nahe standen die Berge. Am sonnigen Hochbühlhange sproßte zartes Grün, und das kleine Elisabethli beugte das Köpfchen nach den niedlichen, über Nacht erwachten Maßliebchen. Drüben aber, am Haselhage, pflüchten Wolfgangs Buben die braunen Blütenfäcken in ihre Müthen. Eine Schar Hennen mit ihrem Sahn lustwandelten auf der Wiese daneben. Und dort auf der Sonnseite des Trottengebäudes — auf dem Gemüsegarten der Doggenmühle arbeitete gar schon ein Mädchen im Freien. Es war Männeli, und Frau Elisabeth schritt eilends über die Wiese hin, war ihr doch erwünscht, das Mädchen allein zu sprechen. Nachher konnte sie ja noch ins Haus gehen, Frau Amalia einen Abschiedsbesuch zu machen.

„Was pflanzest Du denn schon da draußen?“ rief sie der Tochter von weitem zu. Das junge Mädchen richtete sich auf:

„Frühe Erbsen, Mutter,“ antwortete sie. „Hier ist ein geschützter, sonniger Platz und leichtes, trockenes Erdreich. Wie werd ich mich freuen, der franken Mutter schon unverhofft früh ein grünes Gemüse vorsetzen zu können. Doch jetzt ins Haus hinein!“

„Mein, nein, laß Dich nicht stören,“ wehrte Frau Elisabeth. „Du scheinst Dich da ganz eingelebt zu haben, als gedächtest Du ewig in der Doggenmühle auszuharren. Du erzieltest gewiß eine schöne Stelle in der Stadt, wenn's Dir bei der Senz nicht mehr gesiele.“

Männeli hatte sich wieder gebückt und zerkleinerte mit ihren zierlichen Fingern die bröcklige Erde, in welche die Erbsen weich gebettet werden sollten. „Ja, ich habe mich jetzt an dieses stille Leben hier gewöhnt,“ sagte sie. „Ich bekäme Heimweh in der Stadt. Die Buben hangen so an mir und alle sind gut mit mir.“

„Es könnte sich aber auch was ändern; der Wolfgang ist noch jung und könnt eines Tages eine zweite Frau ins Haus bringen, dann . . .“

„Das läßt er bleiben,“ unterbrach Männeli die Mutter.

„Warum nicht? . . . Du, Du legst ja zu viel Erbsen.“

Der weiße Nacken unter den blonden Flechten färbte sich rosig. Männeli las hastig die Erbsen wieder auf und erhob sich, die Hände leicht an der rohlinneren Arbeitsschürze abwischend. „Warum nicht?“ antwortete sie, „weil der Wolfgang nicht eine heiratet, die er nicht liebt und — ich glaube nicht, daß er sich noch einmal in ein Weibsbild verliebt.“ Sie war doch sehr verlegen.

„Wie kommst Du auf eine solche Idee?“

„Weil, nun — weil ihm nur eine einmal recht gesiel und noch gefällt — eine, die aber schon einen Mann hat, — unsere Senz.“

„Ja, das S-zeug,“ brauste da Frau Elisabeth auf. „Gast das auch schon beobachtet wie ich? Die Ludererei, die . . .“

Da stand urplötzlich Wolfgang bei ihnen. „Ich habe nicht absichtlich gelauscht. Aber da es einmal geschehen, so mögt Ihr nun den armen Sünder auch gleich gehörig abkanzeln, Frau Nachbarin,“ sagte er fröhlich. „Und im weiteren mögt Ihr es gleich wissen, daß es ist, wie Männeli sagte: ich liebe Eure Senz, und sie mag mich, und es kommt der Tag, wo sie meine Frau sein wird. Und Melf wird gar nicht dran sterben, er kann nach wie vor auf dem Hochbühl sitzen und seinen Rheintaler trinken und Emmentaler essen.“

„Aha, aha, die Zivilehe, die Zivilehe!“ kreischte Frau Elisabeth mit zornigem Hohn. „Solltet Euch schämen, so eine Red zu führen eines anderen Weib zu begehren ist Todssünde ja, eine Todssünde!“ wiederholte sie wuchtig.

„Wir können einmal beide die Liebe nicht totschlagen und können nichts dawider, Mutter. Und was das Gebot anbelangt, so glaube ich es war die größere Sünde, als die Senz einen Mann nahm, den sie nicht liebte; und jetzt verlanget Ihr, sie soll in dem Trevel verharren. In diesem vorsätzlich Verharren ist noch die schwärzeste Todssünde.“

„Alles Epischindigkeiten, mit denen Ich nicht durchkomme,“ sagte Frau Elisabeth kopt schüttelnd. Sie sah gar nicht mehr zu Wolfgang hin, teils aus Verachtung, teils aus Furcht, ihr Born könnte vor seinen freundlichen Augen nicht standhalten. Männeli lehnte todblaß an dem sonnigen Wand des Trottengebäudes. Es schien fast, als hätte sie sich am liebsten gleich verkrochen. Was taten die beiden da ihr doch an? Und sie war so harmlos hinausgegangen, um früh Erbsen zu sehen. — — —

„Und wenn das Dumpengesetz auch angenommen wird — niemals wird die Kirche eine Ehe einsegnen, solange noch ein anderer Mann am Leben ist, und wer nicht gehorcht, wird von der Kirche ausgeschlossen und stirbt ohne ihren Trost. Aber ich weiß schon, Ihr glaubt nicht an die Kirche.“

„Mein,“ gestand Wolfgang ehrlich. „Die Geislichen sind die Kirche, und das sind auch nur Menschen. Daß man bei ihnen für Geld so viel haben kann, wirst mir alles um. Mergernis get ich nicht gern. Aber wo es sich um mein und Senz' Lebensglück handelt, kommt's mir an einen kleinen Strauß nicht an. Kein Mensch soll darunter leiden, und wenn es einen Herrgott gibt, so hat er sicherlich seine Freude an uns.“

„So gotteslästerlich! Am End' glaubt Ihr nicht einmal, daß es einen Herrgott gibt,“ sagte Frau Elisabeth mit einem Blick starren Entsetzens. Wolfgang küßte seinen Hut, fuhr erregt mit der Rechten durch das kurzlockige, glänzende Haar und sagte leiser und zögernd:

„Es gibt gescheiterte Leute als ich bin, die sagen, es sei kein Gott.“ Da fiel sein Blick auf Männeli, und ein Stich ging ihm dabei durch's Herz. Todblaß war das gesenkte Gesichtchen, und Träne um Träne rollte langsam, glänzend im Sonnenschein, über die bleiche Wange. Ein rührendes Bild unverschuldeten Jammers. Mi veränderter, weicher Stimme sagte er:

„Ihr dürft darum nicht allzu schlecht vor mir denken. Und was meinen Verkehr mit Senz anbetrifft, so ist zwischen uns noch nichts gegangen, das nicht Ihr beide, Melf und die ganze Welt hätten sehen dürfen.“

Jetzt hob Männeli das Köpfchen und sah mit einem Ausdruck weher Innigkeit zu ihm auf. Aus seinen feuchten, blauen Augen sprach eine ganze Welt voll Liebe und Treue, Schmerz und Sehnsucht, so daß Wolfgang sich in seinen Innersten getroffen fühlte. Blikartig durchzuckte ihn der Gedanke: sollte Männeli? . . . Nein das war ja undenkbar, daß das schlichte Kind ihn liebte — ganz undenkbar.

Frau Elisabeth entgegnete geringschätzig: „Hausen! Wie kann einer von Gewissen reden, der an keinen Herrgott glaubt! Da

wäre ja erzdummt! Wenn es keinen Herrgott gibt, so tue ich, was mir gefällt und hüte mich bloß, nichts ins Zuchthaus oder in Unehre zu kommen. Auf's Gewissen pfeif ich. Und wie ich Euch kenne, so traue ich Euch wegen der Seng nicht einen Finger breit. Am End' ging' ihr wie . . ." Sie unterbrach sich und schlug die Augen nieder.

„Wie der Mesi, meint Ihr,“ vervollständigte Wolfsgang.

„Nun ja, wenn Ihr es selber sagt,“ plakte sie heraus.

„Die Mesi hatte keinen Mann, und wir waren im guten Glauben, uns zu lieben.“

„Ihr könnt mir lange schwören,“ fiel sie ihm mit heftig abweisender Gebärde ins Wort. „Ach hab kein so gutes Mundstüd wie Ihr. Aber nie willige ich ein. Es wird aber ja nicht so weit kommen.“ (Fortsetzung folgt.)



Jugendfürsorge bei den Insekten.

Von H. H. Baerge.

Bögel und Säugetiere können für ihre Jungen sorgen, sie ernähren, sie schützen und verteidigen, bis dieselben erwachsen genug sind, dies alles selbst zu tun. Das Insekt aber vermag das nicht; denn selten lebt eins so lange, bis seine Jungen zur Welt kommen, da zwei bis drei Tage nach dem Ablegen der Eier das Weibchen meistens schon stirbt, während das Männchen schon früher zugrunde gegangen ist. Diejenigen Insekten aber, die bei uns überwintern, sind solche, die nicht zur Eiablage kommen. Nehmen wir aber auch den Fall an, daß das Insekt noch lebt, wenn seine nächsten Nachkommen aus dem Ei schlüpfen, so wäre die Sorge für ihre Jungen doch für sehr viele derselben eine Unmöglichkeit. Viele Larven — so nennt man die Jugendformen — leben nämlich an Orten, die dem fertigen, dem völlig ausgebildeten Insekt vollkommen unzugänglich sind, sogar oft in einem ganz anderen Medium. Die Libelle oder Wasserjungfer durchreißt pfeilschnell die Lüste, ruht und wiegt sich auf dem schwankenden Schilf, während ihre Larve tief unten auf dem schlammigen Boden meist stehender oder langsam fließender Gewässer sich schwerfällig fortbewegt. In einem offenstehenden Regenfasse wimmelt es oft von Larven, deren Eltern, verschiedene Arten von Mücken, nur in freier Luft ihr Leben fristen können. Bringt man diese Larven ins Trockene, so sterben sie, desgleichen die Mücken, wenn sie zufällig ins Wasser geraten.

Die meisten Insekten vermögen ihre Jungen nicht zu ernähren, indem die Nahrung des Insekts in seinen verschiedenen Entwicklungsstufen eine ganz verschiedene ist. Während der Schmetterling vermöge der eigenartigen Einrichtung seines Mundes gar nicht fressen, sondern nur saugen kann, und manche fertig ausgebildeten Insekten während ihrer kurzen Lebensdauer auch das nicht einmal tun, gehören diese Tiere in ihren Jugendzuständen zu den allergefräßigsten. Bekannt genug ist die Gefräßigkeit der Raupen, des Frostspanners an unseren Obstbäumen, während doch der Schmetterling gerade zu einer Zeit erscheint, in der unsere Bäume längst alles Grün verloren haben. Nach solchen Betrachtungen wird es einleuchten, daß die Insektenwelt, wenn sie nicht schon nach wenigen Generationen völlig aussterben wollte, auf eine andere, ganz besondere Weise für die Erhaltung der Art Sorge tragen mußte, und zwar wird diese Sorge eine größere oder geringere sein, je nachdem sich der Erhaltung mehr oder weniger Schwierigkeiten entgegenstellen.

Jedermann wohl kennt die Eintagsfliegen. Sie haben, abgesehen von den langen Schwanzfäden, eine gewisse Ähnlichkeit

mit Tagmetterlingen und kommen in der wärmeren Jahreszeit in großer Gesellschaft aus dem Wasser hervor. An verschiedenen Flüssen erscheint eine schneeweiße Art im August abends gegen 1½ Uhr und schwärmt meistens über dem Wasser bis gegen elf Uhr. Ihr Leben dauert also als ausgebildetes Insekt noch nicht einmal einen ganzen Tag, sondern höchstens nur fünf bis sechs Stunden. Ist es warmes, schönes Wetter, so sieht man die lustige Gesellschaft oft mehrere Tage nacheinander sorglos spielend umherfliegen. Am anderen Morgen findet man aber ihre Leichen in Masse am Ufer und auf den Brücken, ganz vorzugsweise aber da, wo Laternen angebracht sind, deren Licht sie anlockte. Manchmal liegen ihre Leiber derartig aufgehäuft, daß der Boden wie beschneit aussieht. Da die Tiere, die an einem Tage kommen, auch schon an demselben sterben, so bedürfen sie keiner Nahrung. In der Tat nehmen sie auch keine zu sich. Sie könnten es auch gar nicht, weil ihnen die Verdauungsorgane fehlen. Ehe sie jedoch sterben, lassen sie ihre Eier ins Wasser fallen, aus denen bald sechsbeinige Larven entstehen, die sich von faulenden Pflanzen- und Tierstoffen ernähren. Wir haben hier in der Tat ein Beispiel, das uns zeigt, wie das fertig ausgebildete Insekt auch gar nichts für die Erhaltung seiner Nachkommenschaft tut, noch tun kann. Die Eltern sind längst tot, wenn ihre Kinder aus dem Ei kriechen. Jene leben in der milden Luft eines heiteren Augustabends, diese tief unten auf dem Boden der Gewässer, wo sie drei Jahre zubringen müssen und oft einen hohen Grad von Kälte zu ertragen haben. Sorglos lassen die Mütter ihre Eier während ihrer lustigen Tänze über dem Wasser fallen, aber trotz dieser Sorglosigkeit erscheint von Jahr zu Jahr eine unverminderte Anzahl Eintagsfliegen, woraus hervorgeht, daß hier keine weitere Sorge nötig ist, da ja das Bestehen der Art ausreichend gesichert ist. Auffallend und der Beachtung wert bleibt bei diesen Tieren noch der Umstand, daß sie nur wenige Stunden in dem völlig ausgebildeten Zustande leben und nichts zu tun haben, als zu spielen und umherzuschwärmen, Eier zu legen und dann zu sterben, während sie als Larve drei ganze Jahre leben, um sich auf ihren vollkommenen Zustand vorzubereiten.

Nach den eben gemachten Ausführungen wird man vielleicht vermuten, daß die Libellen sowie ein großer Teil der Mücken in bezug auf Lebensweise und Eiablage ebenfalls in diese Abteilung gehören. Als fertig ausgebildete Insekten haben sie freilich meist ein längeres Leben; sie besitzen auch vortrefflich ausgebildete Verdauungsorgane, aber wie die Eintagsfliegen lassen sie ihre Eier ins Wasser fallen und kümmern sich nicht weiter um ihre Nachkommenschaft. Viele andere Insekten dagegen suchen einen ganz bestimmten Platz zum Ablegen ihrer Eier auf, damit ihre Jungen sofort eine passende und ausreichende Nahrung finden. Allgemein bekannt sind die weißen Schmetterlinge, die besonders während des Früh- und Spätjahres zu Hunderten in unseren Gärten, Feldern und Wiesen von Blume zu Blume flattern, um ihren Saft zu saugen. Es gibt ihrer mehrere Arten. Wir meinen zunächst aber eine der größten davon, deren Vorderflügelspitzen ringsum schwarz eingefast sind, den Kohlweißling nämlich. Dieser Schmetterling legt seine dottergelben, kegelförmigen Eier, die zierlich gerippt sind, auf die Unterseite von kohllartigen Pflanzen. Dort finden die kleinen Käupchen sogleich den Tisch gedeckt und beginnen alsbald sich von ihrer Wiege zu nähren, so daß von der ganzen Pflanze kaum mehr als die Blattrippen übrig bleiben. Dieser Schmetterling tut demnach für seine Nachkommenschaft schon zweierlei. Er frißt zwar selber nichts, weiß aber für seine gefräßigen Jungen die ihnen entsprechende Nahrung auszuwählen, und damit seine Eier nicht so leicht

von Vögeln, Schlupfwespen und den Einwirkungen des Wetters zu leiden haben, legt er sie auf die Unterseite der Blätter.

Der Frostspanner, ein Schmetterling, kommt Mitte Oktober bis oft tief in den Winter aus der Erde. Das Weibchen, das nur ganz verkümmerte Flügel hat und deshalb nicht fliegen kann, muß einen beschwerlichen Gang auf den nächsten Baum machen, um seine Eier in die Winkel der Knospen zu legen. Obgleich dieser Schmetterling wieder gar keine Nahrung zu sich nimmt — alles Grün ist ja von den Bäumen längst verschwunden — sorgt er doch, daß die Käupchen, die im Frühjahr aus den Eiern kriechen und die Blattknospen und oft alle Blätter des Baumes abfressen, sogleich die ihnen zuzugende Nahrung finden.

Die Larve der Pferdebremse kann nur gedeihen, wenn sie sich in dem Magen eines Pferdes befindet. Aber wie soll sie dahin gelangen? — Sehr einfach. Die Fliege legt ihre Eier an die Haare der Weine und der Brust des Pferdes. Die daraus entstehenden Larven krabbeln auf der Haut des Pferdes herum, werden dann vom Pferde, das den dadurch entstandenen Juckel entfernen will, abgeleckt und gelangen auf diese Weise zum Orte ihrer Bestimmung. Im Magen angekommen, saugen sie sich fest; sind sie aber ausgewachsen, so lassen sie sich los, gehen mit dem Stot durch alle Windungen des Darmkanals und fallen schließlich auf die Erde, in welcher sie sich verpuppen, um bald darauf als vollkommenes Insekt, wieder als eine Pferdebremse zu erscheinen.

Wieder andere Insekten tun schon noch etwas mehr zum Schutze ihrer Eier, wie z. B. alle diejenigen, welche bei der Ablage derselben irgend eine besondere Arbeit verrichten, die den Schutz der Eier zum Zweck hat.

Ein sehr einfaches Beispiel hierzu liefert uns der Maikäfer. Er gräbt sich nachts, um seine Eier abzulegen, einige Zentimeter tief in den Boden, am liebsten da, wo er aus lockerem, trockenem Sande besteht. Auf den Grund des Loches legt er 30 bis 40 hanfkorngroße, weißlichgelbe Eier.

Hierher gehört auch der Ringelspinner. Dieser Schmetterling legt seine 300 bis 400 weißlichen, glasharten Eier um die jährigen Triebe der Obstbäume, so dicht und geschlossen aneinander, daß ein fester, dichter Ring entsteht, der nur mit Anwendung von Gewalt von den Nestchen getrennt werden kann.

Ein weiteres und noch sonderbareres Beispiel bietet uns ein anderer, durch Moichensdunst ausgezeichnete Schmetterling, der Goldastler. Er ist schneeweiß, nur der Hinterleib ist am Ende dick gelbwollig. Er legt seine Eier an Blätter und Baumstämme, überzieht sie dann aber dicht mit der gelbbraunen Wolle des Hinterleibs, die er sich zu diesem Zwecke mit den Hinterbeinen ausreißt, so daß die Eier gar nicht mehr zu sehen sind und das Ganze wie ein Häppchen gelbwollenes Tuch aussieht.

Auch die Arbeiten einiger Wasserkäfer gehören hierher. Einer der größten, der Kolbenwasserkäfer, macht zum Schutze seiner Eier einen Saß. In der Gestalt gleicht dieser einigermaßen einer Milbe. Er ist etwa 3 Zentimeter lang und mit einem 2,5 Zentimeter langen Horne versehen. Wenn das Tier den Drang zum Ablegen seiner Eier verspürt, legt es sich auf den Rücken, ergreift ein auf dem Wasser schwimmendes Blatt, etwa ein Weidenblatt, und läßt nun aus seinem Hinterleibe vier Röhren hervortreten, die sich hin- und herschieben. Sie fertig machen dabei aus flüssigem, an der Luft sogleich erhärtendem Stoffe, der aus dem Hinterleibe hervortritt; dieses Gespinnst überzieht die Unterseite des Blattes und haftet meist lose dem Blatte an. Dann legt sich der Käfer um und spinnt ein Gewebe, das den Rücken bedeckt und an den Seiten mit dem zuerst herge-

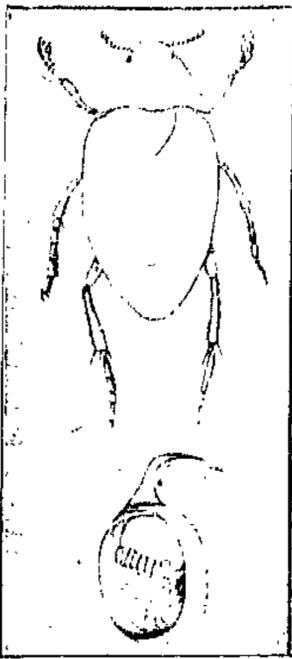
stellen Gewebe verbunden wird. So entsteht ein Saft, in den der Käfer seine Eier ablegt. Er zieht dann nach der Eiablage den Hinterleib langsam aus dem Saft, und immer weiter spinnend läßt er den Saft in eine aufwärts gerichtete Röhre, durch deren Oeffnung frische Luft eindringen kann, auslaufen. So ist der Saft nebst Saft fertig und schaukelt nun, Wind und Wetter preisgegeben, auf dem Wasser. Durch diese Vorrichtung werden die Eier gegen die Einwirkung des Wassers sowie gegen die Gefährlichkeit im Wasser lebender Tiere geschützt.

Auch der Eichenzweigläger, ein kleiner Müffelskäfer, bei dessen Weibchen der Müffel zu einer winzigen, sechszähligen Säge umgebildet ist, sorgt durch besondere Arbeiten für den Schutz seiner Eier. Sobald das Tierchen seine Eier ablegen will, läuft es rings um einen Eichenzweig und sucht, mit Fühler und Müffel tastend, einen für die Eiablage passenden Ort. Hat es einen gefunden, so macht es sich ans Werk: es zernagt vorsichtig die Rinde und schiebt die losgetrennten Stücke vorsichtig beiseite, um sie später wieder zu verwenden. Dann bohrt und sägt es ein Loch in den Zweig, bis es so tief ist, wie sein Müffel lang. Alsdann dreht es sich um und legt ein Tröpfchen einer zähen, leimartigen Substanz in die Höhlung. Darauf macht es kehrt und streicht die Wiege seines Kindes mit der Substanz aus. Dann legt es ein winziges Ei in die Höhle und verschließt sie endlich mit den Rindensplittern, die es vorhin sorgfältig beiseite gebogen hatte. Im Mai sieht man oft an Weißdornhecken viele der jungen Triebe geknickt und verweltet. Dieselbe Beobachtung kann man auch an unseren Obstbäumen, besonders an dem Steinobst machen. Es ist dies die Arbeit eines kleinen blauen Müffelskäfers. Zur Versorgung seiner Brut legt er in längere Triebe ein bis drei, in kürzere ein Ei, je eines in ein Bohrloch, schneidet dann den Trieb an und nagt ihn nachher fast ganz durch. Nach einigen Tagen beginnt der obere Teil dieses Triebes zu welken, knickt dann um und wird nach und nach ganz trocken, so daß ihn der nächste Windstoß vom Ast trennt und auf die Erde wirft.

Was bezweckt nun der Käfer mit dieser Arbeit? — Nun, seine Larve kann nur von trockenem Marke leben. Er muß es also erst zubereiten. Während der Zeit, die seine Eier zum Keimen gebrauchen, trocknet die Zweigspitze soweit ein, daß sie den jungen Larven zur Nahrung dienen kann, während diese nun in einem Zeitraume von vier Wochen sich aus den Eiern entwickeln, verdorrt die Zweigspitze in dieser Zeit so, daß sie endlich vom Winde leicht abgelöst wird und zur Erde fällt. Die Larve beißt sich jetzt aus dem Holze und kriecht in den Boden, um sich dort zu verpuppen.

Eine noch weit interessantere Arbeit macht zu gleichem Zwecke ein anderer Müffelskäfer, der Zapfenwickler, auch Nebenstecher oder Weinblattwickler genannt. Seine Larven leben von dürrer Laub, namentlich dem des Weinstocks. Der Käfer beginnt seine Arbeit damit, daß er am unteren Teile des Weinstockschosses ein Bohrloch anbringt, um diesem den zufließenden Saft abzuschneiden. In derselben Absicht und um den Schoß nachher biegsamer zu machen, kerbt er ihn leicht seiner ganzen Länge nach ein. Mit dem biegsamsten Blatte beginnt er nun das Wickeln, was aber meistens noch nicht sogleich gelingt. In diesem Falle sticht er mit dem Müffel in die Blattstiele der übrigen Blätter, offenbar, um deren Abwelken und Biegsamkeit zu beschleunigen. Nach und nach gelingt es ihm endlich, das Blatt zu falten, indem er es mit dem Müffel an beiden Seiten andrückt, dann bildet sich eine Art Lütte, in die er hineinkriecht. Da sie ihm aber noch nicht tauglich erscheint, verläßt er das Innere, klammert sich mit allen Beinen auf der Falte fest, drückt mit dem Müffel stark an und wiederholt dies mehrmals, bis die

Rolle entschieden Fortschritt macht. In wenigen Minuten ist die Hälfte des Blattes zur Rolle geworden. Sogleich fährt er mit der anderen Hälfte fort. Wenn ihm dies nicht sofort gelingt, so klebt er hin und wieder den Rand der zweiten Blatthälfte durch eine klebrige Flüssigkeit an, die sich durch Reiben des Hinterleibs am Blattrande aus ersterem absondert und befestigt den Rand dann durch Hin- und Herrutschen mit dem Hinterleibe, indem er ihn, wie mit einem Nügelisen, festblügelte. Jetzt ist die erste Blattrolle fertig, aber noch hat sie Zipfel und Unebenheiten, die durch Andrücken des Müffels und durch Anleimen befestigt werden. Nun beißt der Käfer ein tiefes Loch in die Rolle und legt Eier hinein. Schnell kehrt sich dann der Käfer um, berichtigt mit dem Müffel die Lage der Eier in dem Bohrloche und schreitet dann unverweilt zur Vergrößerung der Rolle. Unter gleichen Anstrengungen und mannigfachen Versuchen wird das zweite Blatt herangezogen, angeleimt und festgebügelt. Mit Sorgfalt werden die etwas vorstehenden Enden der Rolle geschlossen, etwa wie eine Geldrolle, wobei Beine



Kollbenwasserkäfer nebst Eiersack.

und Müffel gewissermaßen als Finger, die abgefonderte klebrige Masse als Siegelack und der Hinterleib als Petschaft gebraucht wird. Ist dies zweite Blatt nun auch gerollt, so geht es mit dem dritten ans Werk, was ihm schon rascher gelingt. Nun werden auch hier wieder Eier in die Rolle gelegt und dann wird mit dem Rollen der übrigen Blätter fortgeföhren. Hierbei stößt der Käfer jedoch auf noch größere Schwierigkeiten, da die äußeren Blätter stärker und größer und daher auch unbiegsamer sind. Aber er ist in seiner Arbeit ganz unermüdet, wiederholt das Heranziehen der Blätter, das

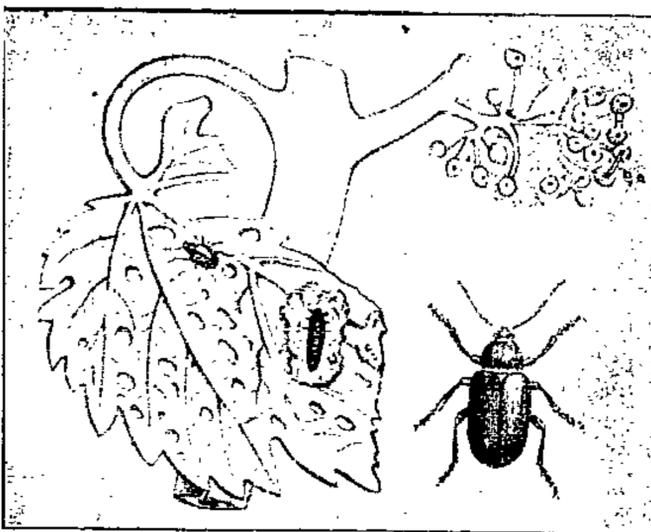
rund 6 Millimeter groß. In den Gegenden, wo Wein gezogen wird, ist der Käfer dadurch bekannt, daß er Ende Mai oder anfangs Juni die Blätter des Weinstocks zigarrenförmig zusammenrollt und dadurch dem Weinstocke sehr schädlich wird. Merkwürdig ist es, daß derselbe Käfer auch in Wäldern an Buchen, Linden, Birken, Pappeln usw., sowie ferner in Obstgärten auf Birnbäumen, Pflaumenbäumen usw. lebt und die Blätter der genannten Bäume ebenso wie die der Weinrebe wickelt.

Ganz ähnliche Arbeiten, wie sie der Zapfenwickler vollbringt, werden noch von einigen anderen Käfern ausgeführt. So verfertigt z. B. ein 8 Millimeter großer Müffelskäfer, dessen Flügeldecken auffallend rot gefärbt sind, namentlich an Haseln, aber auch an anderen Waldbäumen kleine Tönnchen. Ein Verwandter dieses Käfers stellt namentlich aus Eichblättern ähnliche Tönnchen her, die aber viel größer und bei weitem nicht so zierlich sind, wie die seines Vetter. Beide Käfer verwenden übrigens im Gegensatz zum Zapfenwickler nur je ein Blatt, dessen obere Hälfte sie unbenutzt lassen.

Eine Anzahl anderer Insekten wieder vergraben tote oder von ihnen betäubte Tiere und legen ihre Eier daran, so daß die auskriechenden Larven sofort Nahrung finden. Hierhin gehört z. B. der allbekannte Totengräberkäfer. Liegt irgendwo auf freiem Felde eine tote Maus oder ein toter Maulwurf, Vogel oder dergleichen, so kommen, durch den Geruchssinn geleitet, gleich einige Totengräber herbeigeflogen und beginnen ihre Arbeit. Gewöhnlich ihrer vier bis fünf, nicht mehr, da die Nahrung für die Jungen dann nicht ausreichen würde, kriechen unter den Leichnam und graben mit ihren kräftigen Vorderbeinen ein Loch. Immer mehr und mehr sinkt das tote Tier in die Grube, bis es nach Verlauf von drei bis vier Stunden völlig begraben ist. Nun legen die Weibchen ihre Eier an das Nas und sterben dann, da sie nun ihren Zweck erfüllt haben.

Liegt das tote Tier aber auf einer Stelle, die wegen der Härte des Bodens sich nicht zum Begräbnisplatz eignet, so laden die Totengräber es auf ihren Rücken und tragen es eine Strecke weiter oder zerran und ziehen es fort, bis sich ein günstiger Platz gefunden hat. Warum machen sich nun die Tiere diese große Mühe? Würde es nicht genügen, die Eier abzulegen, ohne den Leichnam vorher zu beerdigen? Nun es sind nicht allein die Totengräberlarven, die von Nas leben. Säugetiere, Vögel, viele Insekten und andere Tiere machen sich gern über ein totes Tier her, sei es noch frisch oder schon in Verwesung geraten. Daher gilt es, dasselbe den Augen listerner Tiere zu entziehen. Dazu kommt noch, daß die Sonne leicht den Leichnam austrocknet und für die Larven ungenießbar machen würde, daß ferner die Larven selber manchen Tieren zum Opfer fielen. So aber sind sie gut geborgen und leben in Ueberfluß.

Ein eigenartiges Verfahren von Jugendsfürsorge finden wir auch bei der Sand- und Wegeweise. Letztere, deren Tätigkeit in den September fällt, baut nacheinander zehn Erdhöhlen, deren Anfertigung je drei Tage beansprucht, so daß sie den ganzen Monat Arbeit in Fülle hat. Sie geht folgendermaßen vor: In einem senkrechten Erdwalle gräbt sie eine anfangs horizontale Höhle, die später sich nach abwärts senkt. Am Ende der Höhle baut sie ein Stübchen und geht dann auf die Jagd. Sie verfolgt, wie es scheint, nur Heuschrecken. Hat sie eine erbeutet, so lähmt sie dieselbe und schleppt sie, bald fliegend, bald laufend, in die Kammer. So stapelt sie nach und nach vier Heuschrecken auf, legt zu diesem Vorrat ein Ei und vermauert die Kammer. Dann werden im selben Woche noch zwei bis drei Kammern erbaut, die alle in gleicher Weise versorgt werden. Schließlich verstopft sie die Höhle mit Sand. So sind



Zapfenwickler. (Vergrößert.)

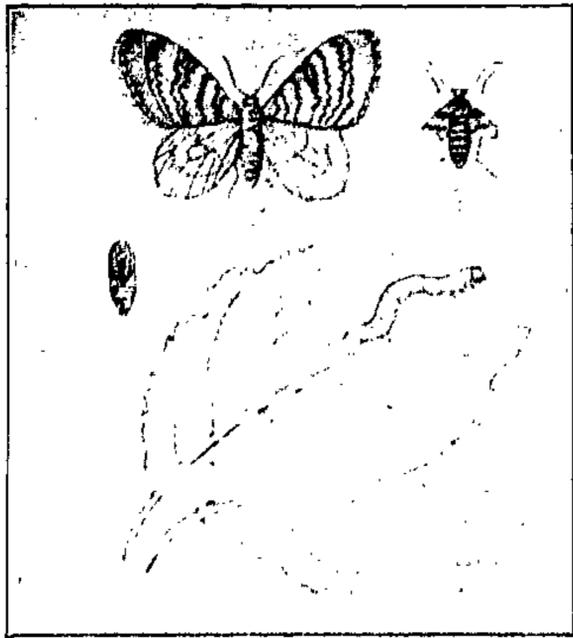
Links ein Weinblatt mit einer größeren Larve und dem Käfer, rechts oben kleine Larven.

Rollen und das Anstechen der Blattstiele so lange, bis sein Werk untadelhaft vollendet ist. Zur ganzen Arbeit gebraucht er vier Stunden.

Gegen Ende Juni findet man in den Trichtern schon ziemlich stark entwickelte Larven. Diese sind beinlos, vorne und hinten verschmälert, weiß, aber die dunklen Eingeweide scheinen durch. Ausgewachsen gehen sie 3 bis 4 Zentimeter tief in den Erdboden, machen sich erbsengroße, innen geglättete Höhlen, in denen sie sich zum Käfer verwandeln und im September oder Oktober zum Vorschein kommen. Die Käfer sehen metallisch-blau oder gelbgrün aus und sind

denn ihre Nachkommen vor Nachstellungen sicherstellt und haben außerdem stets frisches Futter.

Die Willenwespe baut kleine, fast kugelförmige Nester aus Lehm, die sie meist mit Mäupchen



Kreuzspanner. (♀ Weibchen. ♂ Männchen.)

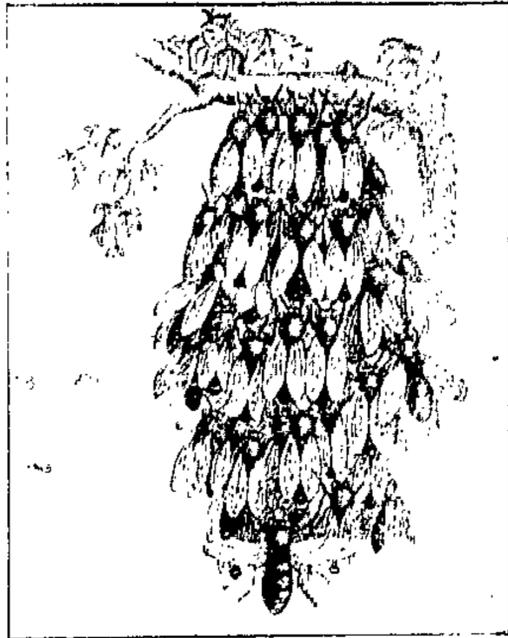
füllt, zu denen sie ein Ei legt. Die Nester sind in unserer Gegend gar nicht so selten. Man findet sie an Bäumen, Mauern, Sträuchern, namentlich gern auch an Getreidehalmen hängen.

Die Mörtelbiene oder Töpferwespe baut für ihre Nachkommen ein derartig mit Lehm, altem Mörtel, Sand und dergleichen umgebenes Nest, daß es von außen aussieht wie ein durch Zufall an die Wand geworfenes Lehmstück. Bricht man es auf, so findet man im Innern einige zierliche Kammern. In jeder Kammer sitzt eine Larve, die sich an dem von der Mutter vorsorglich herbeigeschafften Vorrat an Blütenstaub gütlich tut. Wieder andere Insekten, wie die Grabbiene, bauen in die Erde Gänge, die sie mit den Blättern der Plattschraube auslegen.

Die blauglänzenden oder schwärzlichen, oft ganz mit Käfermilben besetzten Mistkäfer, die namentlich im Herbst abends umherfliegen, haben vom Volke wegen ihrer Vorliebe für Mist manche recht drastische, aber weniger ästhetische Namen erhalten. Sie kriechen in den Dung, graben unter ihm senkrechte Löcher, schieben einen Pfropfen Mist hinein und legen ein Ei dazu. Auch der heilige Willenkäfer der alten Ägypter, der in mehreren Arten die Umgebung des Mitteländischen Meeres bewohnt, verfährt

nicht allein noch am Leben sind, wenn ihre Jungen aus dem Ei schlüpfen, sondern sie auch mit großer Sorgfalt erziehen. So legt z. B. der von vielen mit Unrecht gefürchtete Ohrwurm seine Eier unter Planken oder Steine. Das Weibchen bewacht sie unaufhörlich. Legt man andere ihnen ähnliche Eier hinzu, so ergreift und verzehrt es sie. Stört man öfter das Eierhäufchen, so trägt die sorgsame Mutter die Eier einzeln von dannen an einen anderen Ort. Schlüpfen die Jungen aus, indem sie mit einem Stirnzapfen die Eischalen öffnen — ein in der Insektenwelt einzig dastehender Fall —, so wird die Sorge der Mutter noch größer. Sie hat ihre liebe Not, die Kleinen zusammenzuhalten. Wagt sich eins zu weit hinaus, so wird es wieder heimgetragen. Wird die kleine Schar zu wild, so gräbt die Alte eine Vertiefung mit senkrechten Wänden, an denen die Larven nicht hinaufklettern können. Leider belohnen die Jungen die Sorgfalt der Mutter schlecht; denn sobald sie so weit herangewachsen sind, daß sie allein den Kampf ums Leben bestehen können, stirbt die sorgfältige Wächterin und wird nun von ihren eigenen Kindern verzehrt.

Auf unseren Birken lebt eine graugelbliche oder als Weibchen gelbrüchliche, schwarz punktierte Wanze, der es im Winter draußen nicht mehr gut gefällt. Sie kommt dann oft in



Ausgeflogener Bienenschwarm.

Scharen in die Häuser, nicht um dort Schaden anzurichten, sondern nur, um dort zu überwintern. Dieses Tier bekommt etwa 30 bis 40 Junge, die es, wie eine Henne ihre Küchlein, umherführt und beschützt. Sucht man die Jungen zu beunruhigen, so schlägt die Alte mit den Flügeln, offenbar, um den Angreifer in die Flucht zu treiben.

Aufopfernd besorgt ernähren und pflegen alle gesellschaftlich lebenden Insekten, wie Hummeln, Wespen, Bienen und Ameisen, ihre Jungen. Wir wollen sie der Reihe nach betrachten, da gerade diese Insekten das höchste Interesse selbst jener wachrufen, die sonst nur wenig oder gar nicht sich um das Leben, Tun und Treiben der niederen Tiere bekümmern.

Verborgen in einer kleinen Erdhöhle schlief den Winter hindurch der Bär unter den Insekten, die Hummel. Sie schlief allein, denn ihre Geschwister sind zum Teil in alle Winde zerstoßen, zum Teil, wie Vater und Mutter, gestorben. Da mochte der Schlaf ihr gut tun. Nun aber dringt die Sonnenwärme durch den schwarzen Erdboden hindurch in die Schlafstätte der Hummel. Sie reibt sich mit ihren Beinen erst die Augen, damit sie besser sehen kann, dann kämmt sie sich die Haare ihres zottigen Pelzens und bürtet sich endlich die vier glashellen Flügel. So säuberlich gereinigt kriecht sie aus ihre Höhle hervor. Süßer Honigduft, den die Weidenkästchen da draußen am Bache aus-

strömen, dringt zu ihr. Es regt sich der Hunger. Schnell erhebt sie sich und fliegt brummend und summend den Weiden zu. Da trifft sie eine lustige Gesellschaft. Bienen, Fliegen, ja sogar



Pferdebremsfliege.

(Die Fliege, ein Stück des Innern eines Pferdemaagens mit den Larven, und Larve. Vergrößert.)

einige ihres Stammes laben sich in der herrlichen Frühlingssonne am duftenden Honig. Auch sie erquickt sich, lange, lange. Dann aber geht sie munter an die Arbeit. Sie schaut sich um, fliegt fort, sucht hier und dort auf dem Erdboden umher. Endlich hat sie's gefunden, ein lauschiges Plätzchen. Ein Mausloch, von grünem Rasen überwuchert, ist es zwar nur, aber doch für die Hummel wie geschaffen. Sie kriecht hinein und besieht sich den Bau. Er gefällt ihr. Brummend erhebt sie sich wieder und fliegt nun von Blüte zu Blüte. Von der einen holt sie Blütenstaub, von der anderen Honig und trägt beides in die Höhle. Immer größer wird der Vorrat. Endlich scheint er zu reichen, und nun legt sie mitten in den duftenden Kuchen eine Anzahl Eier. Die aus den Eiern ausgekrochenen Larven lassen sich den Honig und Blütenstaub schmecken. Endlich sind sie erwachsen. Nun spinnen sie sich einen tonnenförmigen Kokon. Darin ruhen sie scheinbar fünf Tage. In Wirklichkeit aber verwandeln sie sich hier zu einer Hummel. Da die Kokons, die in Gruppen beieinanderstehen, eine entfernte Ähnlichkeit mit Bienen- und Wespenzellen haben, so hielt man sie früher für diesen gleichwertig. Wir werden

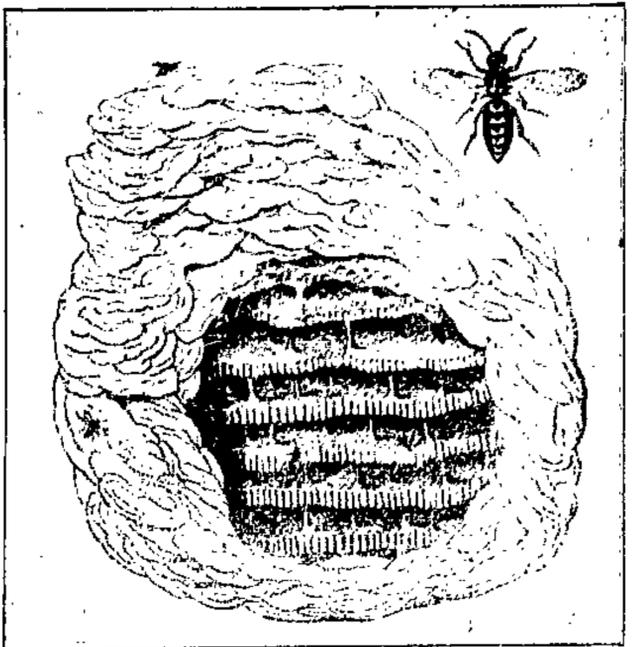


Eichenzellwespe.

1. Eichenzweig mit Galläpfeln. 2. Durchgeschnittener Gallapfel. 3. Larve der Gallwespe. 4. Gallwespe. 5. Gallwespe von unten gesehen.

ähnlich. Er ballt Äugeln, legt ein Ei hinein und rollt sie mit den Hinterbeinen fort, bis er sie schließlich im Sande vergräbt.

Man kennt nun auch einige Insekten, die



Gemeine Wespe mit ihrem verkleinerten Bau.

aber gleich sehen, daß letztere ganz anders zu deutende Gebilde sind. Die im ersten Frühjahr auschlüpfenden Hummeln sind Arbeiterinnen, die nur die Aufgabe haben, der Mutter zur Hand zu gehen, Blumenstaub und Honig einzuharfen, die zum Teil in den von ihnen verlassenen Ko-

tonn aufgespeichert werden, das Haus in Ordnung zu halten und bei der Aufzucht der nachfolgenden Geschwister behilflich zu sein. Im Sommer endlich schlüpfen auch Weibchen aus, die als Larven viel stuppiger geflütert wurden als ihre Geschwister. Kommt endlich der rauhe Herbst, dann stirbt die ganze Hummelfamilie. Nur die Weibchen bleiben übrig. Sie zerstreuen sich, das eine hierhin, das andere dorthin, um Schutz vor des Winters Kälte zu suchen. Gut genährt, wie sie sind, vermögen sie den ganzen Winter hindurch zu schlafen, bis endlich die Frühlingssonne sie weckt und hinauslockt auf die blühenden Blüten.

Außerdem die Bienen! Sie überwintern in Gesellschaft im warmen Bienenkorbe. Die Zeiten sind längst vorüber, wo sie draußen in hohlen Bäumen oder im Felsgelüft ihre Wohnung hatten. Der Mensch nahm sich ihrer an und bot ihnen Obdach und Schutz, freilich nicht aus Mitleid oder Liebe, sondern nur des Honigs wegen. Sobald die Frühlingssonne die Blumen sprießen und die Bäume grünen läßt, wird's lebendig im Bienenkorbe. Freilich waren die Bienen auch den Winter hindurch nicht ganz untätig, sie hatten keinen Winterschlaf wie die Hummelweibchen, sondern fressen und machen sich innerhalb des Korbes Bewegung. Nun aber treibt es sie nach draußen, um frischen Blütenstaub und Honig zu holen; denn lechterer ist ja nach der Dauer des Winters mehr oder weniger verzehrt. Gleichzeitig wird der Korb im Innern ausgebeffert, verbrauchtes Material hinausgeschafft, etwaige Lote nach draußen gezerrt, Fugen und Rissen verschmiert. Meistens schon im Februar beginnt die Königin, das ist das geschlechtsreife Weibchen, Eier in die Zellen zu legen. Es entstehen aus ihnen die sogenannten Arbeiterinnen, das sind Weibchen mit einem verkümmerten Geschlechtsapparat. Erst später entwickeln sich in größeren Zellen die männlichen Bienen, die man Drohnen nennt. Außerdem bauen die Bienen einige Wochen später eine dritte Art von Zellen, aber nur sehr wenige, etwa zwei oder drei, selten mehr, die durch ihre walzenförmige Gestalt und die Dicke der Wände von den regelmäßigen sechseckigen Zellen ganz abweichen. In diese großen Zellen legt die Königin je ein Ei. Der daraus entstehenden Larve wird von den Arbeiterinnen reichlich Futter zugeführt. Am sechsten Tage wird jede Zelle mit einem Deckel versehen. In ihr entsteht eine neue Königin, die sich bald durch einen tötenden Ton vernehmen läßt. Der alten Königin wird es unbehaglich, denn zwei Königinnen können unmöglich zu gleicher Zeit im Stöckchen leben. Entweder setzt es einen Kampf auf Leben und Tod ab, oder eine von ihnen muß weichen. Unsere Königin zieht das letztere vor. Eine Schar ihrer Getreuen folgt ihr. In großer Zahl, wohl 10—15 000, erfüllen sie die Luft. Endlich lassen sie sich nieder und hängen sich in Gestalt einer Traube an den Ast eines Baumes. Der Imker nimmt einen Bienenkorb und streicht vorsichtig den ganzen Schwarm hinein. Gefällt diesem der Korb, so geht es gleich an die Arbeit. Aller Unrat wird entfernt. Die Risse und Fugen werden, um Regen und Kälte fernzuhalten, mit dem sogenannten Wornachs verputzt. Dieses sind harzige Bestandteile, die die Knospen verschiedener Bäume den Bienen liefern. Dann werden die Waben angelegt. Es sind dies von der Decke des Korbes herabhängende Platten, welche an beiden Seiten die Zellen tragen. Letztere sind alle von derselben Größe, sechseckig und am Boden vertieft. Sie werden aus Wachs hergestellt, das in Form kleiner Plättchen zwischen den mittleren Ringen des Hinterleibs der Arbeiterinnen ausgeschieden wird. Sobald die erste Wabe fertig ist, legt die Königin in jede Zelle ein Ei, zu dem die Arbeitsbienen ein wenig Speise, bestehend aus einem Gemisch von Honig, Blütenstaub und

Wasser, legen. Was wird nun aus den Eiern der Königin? Aus ihnen entstehen kleine Larven, die zunächst von der Nahrung leben, die dem Ei beigelegt wurde. Späterhin werden sie von den Arbeiterinnen weiter gefüttert, bis sie am sechsten Tage nach dem Ausschlüpfen schon so fett sind, daß sie die ganze Zelle ausfüllen. Nun verschließen die Arbeiterinnen die Zelle. Die Larve wird zur Puppe. Am einundzwanzigsten Tage sprengt sie den Deckel der Zelle und schlüpft als Arbeiterin heraus. In den ersten vierzehn Tagen ihres Daseins findet sie als solche im Hause Beschäftigung, dann fliegt sie nach draußen, um Honig und Blütenstaub einzusammeln. Doch nur wenige Wochen sind ihr beschieden, während die Königin Jahre lebt.

Im Laufe des Sommers entstehen die Drohnen (Männchen), ein faules Volk, das nicht arbeitet, sondern nur verzehrt. Allein das Schlaraffenleben dauert bloß bis zum August. Dann findet die sogenannte Drohnenschlacht statt. Die Bienen fallen über die Stachel- und daher wehrlosen Drohnen her, treiben sie in die Ecken und halten sie vom Futter ab, so daß sie verhungern oder stechen sie einfach tot. Wie die Königin entsteht, sahen wir schon vorher: aus einem Ei, das in einer größeren Zelle sich befindet, schlüpft die Larve aus, die durch reichlichere Nahrungsaufnahme zur Königin wird. Sollte die alte Königin durch einen Zufall sterben und keine Königin-Larven vorhanden sein, dann wird einfach eine gewöhnliche Arbeiterinnenlarve zur Königin erhoben. Die Bienen vergrößern ihre Zellen, indem sie die Wände niederreißen und ihr eine tonnenförmige Gestalt geben. Außerdem wird die Larve reichlicher gefüttert. So wird auch aus ihr eine Königin.

Wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit den wegen ihres empfindlichen Stiches und ihrer Raubereien wegen den meisten Menschen verhassten Wespen zu. Wir können auch ihnen viel Interessantes ablauschen. Man teilt die Wespen ein in gesellig lebende Wespen, die ihres eigentümlichen Nestbaus wegen auch Papierwespen genannt werden und in einsam lebende Wespen oder Behmwespen. Von den letzteren hörten wir schon oben. Daher haben wir es jetzt nur mit den gesellig lebenden Wespen zu tun, von denen ein Teil ihre Nester unter der Erde, ein anderer Teil dieselben in Bäumen, an Dächern, Wänden und dergleichen anbringt. Im übrigen unterscheiden sich die Nester der verschiedenen Arten nur wenig voneinander. Daher können wir irgendeine Wespenart herausgreifen und ihren Lebenslauf verfolgen, er gleicht denen ihrer Verwandten.

Im Spätherbst sterben die Wespen. Nur einige Weibchen durchleben in einem Versteck, so gut, wie es geht, vor Kälte und Nässe geschützt, den Winter. Die alles belebende Sonne ruft auch sie im Frühjahr zur Tätigkeit. Beobachten wir eine von ihnen. Langsam und bedächtig durchstreift sie die Gegend. Bald hat sie eine Rasende gefunden. Prüfend fliegt sie über dieselbe hin, bald hier, bald dort sich niederlassend und in die Erde hineinkriechend. Bald hat sie ein Mausloch gefunden. Sie kriecht hinein und beginnt vom Gange aus nach irgendeiner Seite hin ein Loch zu graben, das sie zu einer kleinen Kammer erweitert. Ist alles fertig, dann fliegt sie zu einem morschen Pfahle und nagt von ihm einige Fasern ab, die sie zerkaut und zu Papier umarbeitet. Mit diesem eilt sie zu ihrem unterirdischen Bauplatz. Sie befestigt nun oben in der Höhle ein Säulchen aus diesem Stoffe und bringt an diesem zunächst drei nach unten hängende Zellen an, in die sie je ein Ei legt. Dann baut sie ein Dach über die drei Zellen und reißt emsig weiterarbeitend Zelle an Zelle.

Mittlerweile sind aus den drei Eiern winzige Larven hervorgekrochen, die trotz der Untätigkeit der Mutter doch fleißig von ihr gefüttert

werden. Auch legt sie, sobald eine neue Zelle fertig geworden, stets ein Ei in dieselbe. Amähtlich sind die ältesten Larven ausgewachsen. Sie spinnen sich nun ein und werden zu Puppen. Endlich sind sie zum vollkommenen Insekt umgebildet, sie zerreißen das sie einschließende Gewebe und beteiligen sich an der Mutter Arbeit, das heißt sie helfen ihr beim weiteren Ausbau der Wabe. Die Mutter fährt fort, Eier zu legen. Ist die erste Wabe fertig, dann werden von ihr einige Säulen nach abwärts gebaut und an deren Ende parallel mit der alten Wabe eine neue angelegt. Alle Oeffnungen der einzelnen Zellen sind nach unten gerichtet, und ihr gemeinsames Dach dient der Wespe als Boden, über den sie hergehen kann, um die oben befindlichen Larven zu füttern. Nach und nach werden in derselben Art und Weise mehrere Stockwerke erbaut, bis ein Bau fertig ist. Während in den oberen Waben nur Arbeiter entstehen, sind die unteren die Geburtsstätten der Männchen und Weibchen.

Zum Schluß wollen wir noch einen Blick auf die bei den Ameisen gelübte Jugendfürsorge werfen. Wer hätte nicht schon längere Zeit vor einem Ameisenhaufen gestanden und der emsigen Arbeit seiner kleinen Bewohner zugehört? Da müht sich ein Tierchen ab, eine Niefennadel zu schleppen, die mehr als zehnmal so lang ist, wie es selber, da zerrt ein anderes ein Nümpchen herbei, das in Todesnöten noch um sich schlägt, ein drittes läuft hurtig stamm auf, stamm ab, um wer weiß was zu suchen. Merkwürdige Tiere! Tausende bilden einen Staat, eine Gesellschaft. In ihm finden sich Männchen, Weibchen und Arbeiterinnen vor, letztere in der Ueberzahl. Die Männchen und die Weibchen haben leicht abfallende Flügel. Mit ihnen erheben sie sich eines Tages zum Hochzeitsflug hoch in die Luft und können dort zu gewaltigen Wolken sich ansammeln. Lassen sie sich dann auf die Erde herab, so sterben bald die Männchen. Die Weibchen aber verlieren ihre Flügel, die ihnen im engen Ameisenbau nur hinderlich sein würden, kehren in die alte Kolonie zurück oder gründen eine neue, indem sie fleißig Eier legen.

Im März oder April, je nach der Witterung, legen die zur alten Kolonie zurückgekehrten Weibchen die ersten Eier, winzig kleine Körnchen, zusammen in eine Kammer oder Höhle. Aus ihnen schlüpfen fußlose, weißliche Larven, die von den Arbeiterinnen mit einer Flüssigkeit gefüttert werden, die sie aus dem Munde austreten lassen. Nach zehn bis vierzehn Tagen verpuppen sich die Larven und spinnen sich meist einen Koton und werden so zu jenen Gebilden, die als Vogel- oder Fischfutter unter dem falschen Namen „Ameiseneier“ in den Handel kommen. Aufsaugs enthält die Puppe scheinbar nur eine milchige Flüssigkeit, später aber kann man beim Zerreißen der Puppenhülle alle Teile der Ameise deutlich erkennen. Die Puppen werden sorgsam von den Arbeiterinnen gehegt. Sie werden je nach der herrschenden Temperatur und Feuchtigkeit bald nach unten, bald nach oben in den Bau geschleppt.

Die Ameisen leben bekanntlich in Kolonien und manche benachbarte Kolonien stehen auf Kriegsfuß miteinander. Die Feinde brechen eines schönen Tages plötzlich in die Kolonie ein. Es entsteht ein Kampf auf Leben und Tod. Den siegreichen Eindringlingen gelingt es schließlich, sich der Puppen des überfallenen Stammes zu bemächtigen, mit denen sie nun schnell nach Hause eilen. Die aus diesen Puppen hervorgehenden Arbeiterinnen verbleiben im Hause ihrer Feinde und verrichten dort Sklavendienste. Sie erbauen und reinigen Wohnungen, pflegen sogar die junge Brut ihrer Feinde, ja helfen sogar bei neuen Raubzügen ihren Herren mit, die von diesen geraubten Puppen ihrer Geschwister mit ins feindliche Nest zu schleppen.

Melinka.

Erzählung von Clara Linzen-Ernst.

Sie hatte graue Augen, leuchtende dunkelgraue Augen, in die bisweilen ein goldiger Schein kam, und ein blaßes, etwas brutales, eigentlich unschönes Gesicht. Die Wimpern und Augenbrauen waren dunkel gefärbt, und auch das starke, ursprünglich helle Haar, das in einem wilden Busch unter dem großen, schwarzen Federhut hervorquoll, war durch ein auffallendes, tiefes rotblond nachgedunkelt worden. Sie hatte die vollen, weißen Arme fest aufgestützt und hielt in den beiden, schöngeformten, kräftigen Händen, an denen herrliche Brillanten und Smaragde blitzten, eine Schale mit Sekt, die sie langsam ausschürfte. Ihre gaukelnden, graugoldigen Augen musterten dabei aufmerksam ihre Umgebung.

Es war gegen 2 Uhr nachts. Melinka war erst soeben mit guten Freunden zum Kasino gefahren und ihre Augen suchten Freude. Alles an ihr glühte vor Lebenslust. Sämtliche Tische waren besetzt, und die heiße, eigentümliche Lust, ganz durchtränkt vom Duft der Parfüms und vom Zigarettenrauch trieb ihr das Blut prickelnd durch die Adern. Da spielte die Musik die Matzische, Melinka sprang auf, wie elektrifiziert und tanzte; tanzte mit lodrender Leidenschaft, wie eben nur Melinka tanzt.

Dazwischen stieß sie kurze wilde Schreie aus. Man rückte zur Seite, schlug den Takt scharf markierend an die Gläser, schnalzte mit den Fingern, feuerte die Tanzende durch Zurufe an und durch spontanen Beifall.

Das war die Lust, die Melinka brauchte. Ihr herrlicher Körper dehnte und bog sich und zitterte, richtete sich straff auf und sank weich zurück, streifte fast den Boden und zuckte leuchtend empor. Ihre weißen, kräftigen Hände und ihr zündender Blick rissen alle Lust an sich, spielten mit ihr und warfen sie in Herz und Blut ihrer Zuschauer zurück. Ihr gelbes Kleid brannte an dem feurig jungen, geschmeidigen Leib, das rote Haar lohte um das blaße Gesicht. Plötzlich hielt Melinka mit einem kurzen Ruck inne, und ehe man noch recht wußte, was sie tat, sprang sie auf einen kleinen Tisch, an dem ein blutjunger Student saß, stieß einen jubelnd hellen Schrei aus und ließ sich blitzschnell auf die Knie des jungen Mannes herabgleiten.

Lobender Beifall. . . .

Das war Melinka. Sie durfte alles tun. Sie trugen die hochgehenden Wogen ihrer jauchzenden Jugend, ihrer strahlenden Lebenslust und Lebenskraft, sie trug die Mode des Tages, die eifersüchtige Eitelkeit ihrer Liebhaber und die tolle Verliebtheit junger Loren.

*

Früher hatte sie in der Hauptstraße der Großstadt Muster gefleht. Wer von Euch hat jemals Muster gefleht, — jeden Tag, jede Woche und manches sehnsüchtig junge Jahr — Muster von guten, gediegenen Damenkleidstoffen, Wollstoffen, — grau, braun, blau, Muster einer guten, gediegenen, großstädtischen Engrosfirma.

Jeden Morgen um 8 Uhr bog Melinka mit ihren schnellen, elastischen Schritten in den dunklen Torbogen ein, nicht ohne zuvor die seidene Bluse und Supons zu mustern, die ein Etagegeschäft des Vorderhauses hier in einem großen Kasten zur Schau stellte. Dann ging quer über den Hof zwischen Risten und Handwagen hindurch zum Seitengebäude, vier häßliche, graue Treppen hinauf.

Die Arbeitsstube war nicht gar so schlimm, es gab viel Schlimmere. Wenn nur nicht immer

der fade Leinwandgeruch gewesen wäre, und wenn man nur ein klein wenig hübsche Aussicht gehabt hätte. Aber wohin man auch sah: Lagerräume und andere Wädel, die sich über ihre Arbeit bückten. Na, und das männliche Personal, so was konnte man sich jeden Tag vom Baume schütteln. Melinka begriff nicht die anderen Nebenmädchen — oder vielmehr „Musterfräulein“, wie der kleine jüdische Kommiss vom zweiten Stock sagte. Das Knutschen auf den halbdunklen Treppenabsätzen machte doch wirklich keinen Spaß, und ihre Stulle und Kuchen konnten sie sich selbst kaufen. Wie dünn waren diese gemeinsamen Ausflüge! Konnte überhaupt einer richtig tanzen? Niemand. — Es lief immer auf das alberne Gelutsche hinaus, Melinka aber wollte etwas Schönes haben und etwas Lustiges. Etwas extra Lustiges. . . .

Wenn sie an dem langen Arbeitstisch stand und ganze Stöße weißer Kartons mit Wollmustern bellebte, flog ihr Blick oft zu dem Stück blauen Himmel hinauf, das in die ewig gleiche Arbeitsstube hineinsagte, und diese helle, wechselnde Fläche mit ziehenden Wolken — das spielende Licht, die bleierne Schwere und das jubelnde Frühlingsblau da oben, das gehörte ihr.

Hier thronte ihre Jugend und ihre Phantasie und hielt eine glänzende Zukunft für sie in den Händen. Niemals erträumte sie sich Unmögliches; ihre 16 Jahre waren so wissend und von falschen Illusionen entkleidet, wie das eben nur bei einem Großstadtkind möglich ist, das von zartester Jugend an mit klugen, wachen Augen die nackte Wirklichkeit der Straße, der Hinterhäuser, der engen Gasse, jedes Lasters und jeder Armut sah. Ihr natürlicher Schönheitsfuss und ein gewisser Schimmer von Behagen und Ruhe ihres Lebens, vor allem aber ihr klarer, etwas nüchterner Verstand behüteten ihre sonst so ungeschickte Jugend. Melinka überfah alle ihre Chancen genau, sie wog ihre Vorzüge klar ab, und sie wußte, ihre Zeit würde kommen.

Des Abends, wenn das Sonnenlicht auf ihrem Himmelssleck verblaßte und die elektrische Beleuchtung in der nüchternen Arbeitsstube und unten auf dem häßlichen Hof aufblühte, sah Melinka den wallenden, zartvioletten Schleier, der unter den schwebenden, leuchtenden Kuppeln wogte. Sie sah das feine Grün herniederrieseln, sie sah den opalisierenden Dunstkreis um die Leuchtkörper spielen, sie sah die strahlend beleuchteten Schaufenster, mit ihren lodenden, geschmackvollen Auslagen und die lachende, elegante Menge, die sich langsam an den tiefen, hellen Fenstern vorbeischoß. . . . Und dann sah sie sich selbst, zurückgelehnt in einen federn den Wagen, sie hörte das Rascheln ihrer seidene Röcke, sie sog den berausenden Reiz dieser schönsten Stunde der Großstadt begierig ein, und sie wußte, nun begann ihr Leben, ihre festliche Nacht, ihr toller Jugendtanztanz. An Liebe dachte sie nie — aber an Lust, an Schönheit und Tanz. — Und die spätere Zukunft? Nun, wenn die Zeit käme, daran zu denken, dann würde sie klug sein.

*

Melinka, ihre Mutter und Tante Zule bewohnten ein großes, etwas dunkles Zimmer in einem hohen Hinterhaus in der Nähe des Bahnhofes. Durch die vielen Blumen und die rankenden weißen und roten Bohnen, die Tante Zule vom ersten lauen Tage an bis tief hinein in den späten Herbst vor dem einzigen Fenster zog, wurde das Zimmer gerade nicht heller.

Aber Tante Zule und besonders Melinkas Mutter hatten einen unausrottbaren Gang zur Romantik. Wenn sie hinter den üppig blühenden Pflanzen ihres Blumenkastens standen, und unten im Hofe ein Leiermann das rührende Lied von der „Teuren Heimat“ spielte, wenn ein Mädchen von der Heilsarmee mit schriller Stimme und Harfenbegleitung ein Rettungslied sang, dann waren sie ganz hin und Melinka mußte zum nächsten Wädeladen laufen und Storchennester, Sträußelkuchen und Schnecken holen.

Tante Zule kochte unterdessen tiefgerührt einen guten Kaffee, alle drei setzten sich einträchtig um den Tisch und Melinkas Mutter erzählte zum hundertsten Male ihre romantische Liebesgeschichte. Sie hatte diese Geschichte, den einzigen Roman ihres Lebens, an dem sie noch immer zehrte, schon in so vielen Variationen erzählt — der stets aufhorchenden Tante Zule, ihrem kleinen Mädchen und guten Freundinnen aus der Nachbarschaft —, daß er langsam ganz umfangreich und farbenprächtig geworden war, weit, weit abweichend von der wenig romantischen Wirklichkeit. — Die Geschichte war eigentlich sehr einfach. Melinkas Mutter war damals ein abgeheftetes, mageres Stundenmädchen gewesen, immer mit dem Gang zur Romantik, aber ohne jeden Erfolg. Ihr Vater, ein kümmerlicher Glöckner, der, aus der Provinz kommend, vergeblich den goldenen Boden des ehrbaren Handwerks in der Großstadt suchte, hielt sich seit einiger Zeit in einem nahegelegenen Volkserholungsheim auf. Eine der stundenweise wechselnden Herrinnen seiner Tochter Luise, eine wohltätigkeitstriebsende, ehemalige Schächtersfrau, die auf dem Wege der Nächstenliebe ihre beiden erwachsenen Töchter in die Gesellschaft hineinanziehen wollte, hatte ihm diese Vergünstigung verschafft. Und die ewig abgehefte Luise, später Melinkas Mutter, brachte es fertig, nun auch noch Tag für Tag mit dem Mittagbrot für den Vater hinauszufahren.

Die ehrgeizige Schächterswitwe, die überall erzählte, ihr Mann sei „Krausmann engros“ gewesen, gab ihr auch das Essen. Eine dringende Notwendigkeit für diese tägliche Reise lag eigentlich nicht vor; Luises Zeitverschwendung und die zwanzig Pfennige Fahrgehalt zusammengerechnet, machten mehr aus, als das geringe Kostgeld, das der Vater sonst hätte zahlen müssen. Es war dennoch etwas anderes, etwas Romantisches, was die brave Luise zur Station des Erholungsheimortes zog. Dort wurde zu schweren Erdarbeiten eine Schar slawischer Arbeiter beschäftigt und unter ihnen war ein Rottenführer, der ganz dem Bild entsprach, das Luise sich von dem Mann ihrer Liebe gemacht hatte, wenn sie an einem freien Sonntag nachmittag mit Zule, ihrer besten Freundin im Wald lagerte. Sie starrte den kräftigen, in feiner Weise wirklich schönen Mann, mit all der Hingabe und Begeisterung an, deren ihre mattblauen Augen fähig waren, und ihren müden Körper durchließ jedesmal ein heißes Bittern, wenn er den Arbeitern bald in deutscher, bald in polnischer Sprache barsche Befehle und grobe Schimpfworte zurief. Seine Brutalität galt ihr als Kraft, als Männlichkeit. Bald richtete sie es so ein, daß sie zur Arbeitspause auf der Station eintraf. Was schadete es, wenn sie am Abend noch um so länger schlafen mußte. Die Arbeiter und der Rottenführer pflügten um die Zeit auf der sonnenbeschienenen graugrünen Wiese hinter der Station zu lagern, und schlafend, schwägend oder rauchend die Ruhepause zu verbringen. (Fortsetzung folgt.)

Frühlingsnacht.

Uebere Garten durch die Lüfte
Hört ich Wandervogel ziehn,
Das bedeutet Frühlingsdämmerung,
Unten fängt's schon an zu blühen.

Sauchen möcht' ich, möchte weinen,
Ist mir's doch, als könnt's nicht sein!
Alte Wunder wieder scheinen
Mit dem Mondenglanz herein.

Und der Mond, die Sterne sagen's,
Und in Träumen rauscht's der Hain,
Und die Nachtigallen schlagen's
Sie ist deine, sie ist dein.

Etzendorff.

Der Sabbat in Äthiopien. Nach den neuesten Forschungen wurde ursprünglich als Ruhetag (Sabbath) nicht der siebente Wochentag gefeiert, sondern der 15. Tag des Monats, der Vollmondstag. Und zwar zuerst in Babylon, dem ältesten Kulturland. Auf einer von Pines 1904 herausgegebenen babylonischen Liste von Tagesbezeichnungen ist je der 15. Tag des Monats als sapatti (Sabbat) bezeichnet. Aber nicht nur in Babylon. Noch zur Zeit der Ptolemäer (seit dem letzten Viertel des 4. Jahrhunderts vor Chr.) waren (nach Wenzingers „Hebräischer Archäologie“) Neumond und Vollmond in Phönizien die Hauptopfertage, wie eine Inschrift aus Karnak bezeugt. Auch in den früheren Schriften des Alten Testaments werden öfter Sabbat und Neumond nebeneinander genannt, woraus zu schließen, daß auch bei den früheren Israeliten der Neumond- und der Vollmondstag, dieser als Sabbat, kultische Tage waren, an denen die Bestellung des Feldes unterbrochen war und die Gemeinde sich an der örtlichen Kultstätte (wie solche vor Jofa — um 840 vor Christi — überall vorhanden waren) zum Opfern versammelte. So heißt es bei Jesaja (1, 13): „Neumond und Sabbat — heilige Versammlung.“ Da mit den Opfern zugleich Schmausereien verbunden waren, indem vom Opfertier nur das Blut und einzelne Teile (Fettstücke) dargebracht wurden, waren diese beiden Monatsstage Freudenfeiern. Daher Hosea (2, 13): „Ich will ein Ende machen ihren Lustbarkeiten und Feiern: ihren Neumonden, Sabbaten und sonstigen Festen.“ Weil man an diesen Tagen auch Zeit hatte, über Land zu gehen, daher wundert sich der Gatte im 2. Buch der Könige 4, 23 über seine weiselustige Frau, da doch „heute weder Neumond noch Sabbat ist“. Auch bei Amos (8, 5) ärgern sich die Kornwucherer über die Neumond- und Sabbatfeiern, an denen ihr Geschäft still steht.

Daß besonders der Vollmondstag kultisch eine hervorragende Rolle gespielt hat, zeigen die beiden großen Jahresfeste Passah im Frühling und Hüttenfest im Herbst, beide beginnen am Vollmondstag.

Die Annahme, daß die Israeliten in früherer Zeit allmonatlich den Vollmond feierten, die volle und glänzendste Erscheinung dieses Himmelskörpers, findet eine kräftige Stütze in der namentlich von Baentisch-Jena*) aufgestellten und sehr plausibel begründeten Behauptung, daß der Hebräergott Jahve ursprünglich Personifikation des Mondes und identisch gewesen sei mit dem altbabylonischen Mondgott Sin, dessen Kultus in der nordmesopotamischen Stadt Ur blühte, der Heimat Abrahams nach der Erzvätergeschichte. Der Name des Berges der Gesetzgebung Sinai sowie der Wüste Sin weisen deutlich darauf hin.

Wann und aus welchem Grunde der Sabbat auf je den siebenten Wochentag verlegt wurde, ist noch nicht ermittelt.

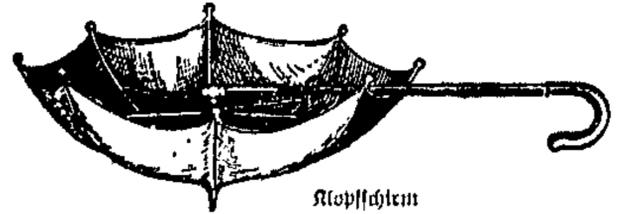
Das Anlegen einer Käfersammlung. Die Käfer bilden, wie die Schmetterlinge, eine der großen Abteilungen des Insektenreiches. Im Reiz der Farben können sie sich mit ihnen nicht messen, was sie aber in diesem Punkte entbehren, ersetzen sie auf der anderen Seite durch eine größere Mannigfaltigkeit der Formen. Dem Schmetterlinge mit seinem weichen Leibe fehlt die Möglichkeit so reicher Gestaltung, wie der harte Panzer des Käfers sie diesem erlaubt. Zwar in gewissen Hauptpunkten sind alle Käfer gleich; sämtlich haben sie sechs Beine, und die häutigen Flügel liegen zusammengefaltet unter hornigen Flügeldecken, die beim Fliegen wohl aus-

gebreitet, aber nicht bewegt werden. Aber die Verschiedenartigkeit der Formen erkennen wir schon bei der Betrachtung unserer häufigeren Käferarten. Der bekannteste, der Maikäfer, erscheint wie ein plumper Riese neben dem niedlichen, nicht minder bekannten Marienkäferchen. Der schwarzblaue Mistkäfer, dem wir regelmäßig auf unseren Spaziergängen auf dem Wege begegnen, liefert das profane Gegenstück zum Johanniskäferchen. Sonderbare Gestalten bieten der Nashornkäfer, den der Name gut bezeichnet, die verschiedenen sogenannten Kurzflügler, Käfer, deren Flügeldecken nur zur Hälfte oder noch weniger den sehr beweglichen gestreckten Hinterleib bedecken, die Wollkäfer, so benannt nach den sehr langen weit abstehenden Fühlern, die Rüsselkäfer, deren Köpfe in schnauzenartige Verlängerungen auslaufen u. a. m. Die Schnellkäfer, die sich, wenn sie auf den Rücken fallen, wegen ihrer kurzen Beine nicht umdrehen können, besitzen einen merkwürdigen Mechanismus, mit dessen Hilfe sie sich wieder „auf die Beine bringen“. Der Brustteil trägt auf der Unterseite einen Dorn, der in eine Vertiefung greift. Liegt der Käfer auf dem Rücken, so biegt er Kopf und Brust so nach hinten, daß der Dorn aus der Vertiefung herausgezogen und an ihrem Rande aufgestemmt wird. Indem der Käfer sich dann wieder nach vorn zusammenbiegt, springt der Dorn mit einem Ruck in seine Vertiefung zurück und dieser Ruck schnell das Tierchen vom Boden ein paar Zoll in die Höhe. Wenn nicht beim ersten Mal, dann kommt er beim zweiten oder dritten Male auf die Füße. Unter diesen Schnellkäfern gibt es manche schön gefärbte Arten. Ueberhaupt fehlt es den Käfern nicht an farbenschönen Formen, wenn sie auch nicht, wie erwähnt, die buntesten Schmetterlinge erreichen. Metallische, erdartige Farben sind z. B. bei den sogenannten Laufkäfern verbreitet, die ihren Namen daher haben, daß sie selten fliegen, dafür aber rasch und ausdauernd im Laufen auf Weite ausgehen. Hierher gehört der große „Puppenräuber“, der an Waldbäumen emsig auf- und abklettert und mit den Raupen, die ihm in den Weg kommen, kurzen Prozeß macht, ferner der Sandlaufkäfer, den man überall trifft, wo die Sonne prall auf sandige Wege scheint. Er fliegt in kurzen Stößen, wenn man ihn fangen will, setzt sich aber immer bald wieder und eilt weiter über den Sand. Die grünen Flügeldecken mit weißen Punkten machen ihn leicht kenntlich. Wohl der schönste Laufkäfer ist der zollange, schön goldgrüne „Goldschmied“. Es ist bemerkenswert, daß dies nicht der einzige Käfername ist, den der Volksmund mit deutschem Handwerk verbunden hat. Ein größerer Verwandter des Maikäfers heißt wegen seiner weißen Flecken auf braunem Grunde „Der Müller“. Der schädliche kleine Borkenkäfer, der labyrinthische, erotischen Schriftzüge ein wenig vergleichbare Gänge in das Holz der Nadelbäume unter der Rinde frist, heißt „Der Buchdrucker“. Dann gibt es „Totengräber“, die unter tote Vögel, Mäuse und Frösche kriechen und sie durch Wegscharren der Erde bestatten, „Weber“, „Schneider“, „Schuster“, „Drechsler“ usw. Ein Kiefernverderber, dessen Tätigkeit die Kiefern zum Verkrüppeln bringt, wird von den Forstleuten mit grimmem Humor „Der Walbgärtner“ genannt.

Es gibt ungefähr an hunderttausend Käferarten in der Welt und davon kommt eine ganz hübsche Anzahl auf Deutschland. Wie die Zahl der Naturfreunde im allgemeinen, so ist auch die Zahl der Käferfreunde und Sammler dieser Insekten in starkem Steigen begriffen. Nun ist der Fang, wenn man nur günstige Lokalitäten aufsucht, nicht gerade schwierig. Die Ausrüstung besteht in einem oder mehreren Fanggläsern mit großer, weiter Mündung. Die Naturalienhandlungen verkaufen geeignete Gefäße, zu denen sie entsprechende Giftfüllungen liefern. Spiritus, mit dem man Watte befeuchtet, tut es übrigens auch. Da die Tiere hierbei allmählich betäubt (berauscht) werden, so wird jede Quälerei vermieden. Nimmt man das Aufspießen erst am anderen Tage vor, so wird inzwischen der Tod eingetreten sein. Ferner versteht man sich mit einem kleinen Fangnetz mit Holzstielchen; die Maschen müssen eng genug sein, um auch kleinere Käfer am Entschlüpfen zu hindern. Das Netz wird an Gräben und Teichen zum Fang von Wasserkäfern gebraucht. Hebt man damit die grünen Scheibchen der Wasserlinse heraus, so wird man dazwischen oft kleinere Arten finden. Um größere zu bekommen, muß man in Ruhe abwarten, bis sie nach oben steigen, um Luft zu „schnappen“. Während sie sich mit dem Hinterleibsende kopfabwärts an den Wasserspiegel hängen, um frische Luft unter die

Flügeldecken zu pumpen, fährt man rasch mit dem Netz von der Seite herzu. Die glänzenden bleiartig schwarzen Taumelkäfer, die in wunderlichen, rasch wechselnden Kreisen auf dem Wasser herum„taumeln“, wird der Anfänger wegen der Unberechenbarkeit ihrer Wendungen oft verfehlen, bis es ihm gelingt, sie mit einem Schlag des Netzes von oben nach unten, also aus der Luft herab ins Wasser, zu erwischen. In den Gelbrandkäfern und Beckenkäfern beherbergen unsere Gräber und Teiche übrigens auch einige der größten in Deutschland vorkommenden Käfer.

Ein anderes Fanggerät ist der Schirm. Man stellt ihn geöffnet unter einen Strauch und klopft mit der Hand oder einem Stock „kräftig an den Busch“. Besonders jene Arten, die die im Insektenreiche weit verbreitete Taktik des Sichtotstellens in der Gefahr



Kloppschirm

befolgen, fallen kopfüber in den aufgespannten Schlund des Schirmes. Stößt man auf moosigen Waldboden, so packt man, besonders im ersten Frühling und im Spätherbst, ein paar Hände voll Moos ein. Legt man es zu Hause auf eine weiße Unterlage, so wird man beim Ausklopfen verschiedene Käfer ans Licht bringen. Gute Fangplätze bilden auch Holzschläge im Walde. Wenn die Sonne auf die aufgestapelten Holzstöcke brennt, weckt sie manche Käfer aus ihrem letzten Verpuppungsstadium, besonders große Wollkäfer. Viel Ausbeute pflegen dem Suchenden mitunter auch reichblühende Wiesen zu gewähren.

Der Anfänger tut gut, sich zunächst an größere Formen zu halten, denn die kleinen Käferchen sind im allgemeinen viel schwieriger zu bestimmen. Es gibt Käferchen von fast mikroskopischer Kleinheit, die mit Nadeln zusammen freundschaftlich in deren Erdbauten hausen. Aber solche Tierchen wird man sich aufsparen, bis man eine größere Zahl anderer Käferarten kennen gelernt hat.

Zur zweckmäßigen Erleichterung des Bestimmens läßt man sich zunächst vom Buchhändler eine Anzahl verschiedener Käferbücher zur Auswahl vorlegen, die Abbildungen enthalten. Dann kann man bei Naturalienhandlungen auch Käfer kaufen, denen der wissenschaftliche Name beigegeben ist, und auf diese Weise sich einen kleinen Vorrat bilden, der weiter hilft. Für den Anfang ist jedenfalls die Beschränkung auf häufige Arten vorzuziehen und auch das auszuwählende Buch des Käfersammlers braucht nur ein paar hundert der verbreitetsten deutschen Arten zu enthalten.

Wie bei jedem Sammeln von Naturkörpern, so muß auch der Käferfreund ein Notizbuch mit sich führen und jeden Fund mit Datum und Angaben über das Vorkommen verzeichnen. Das Herrichten der Käfer ist einfach. Sie werden mit sogenannten Insektennadeln, die die Naturalienhandlungen liefern (die gewöhnlichen Stednadeln sind zu dick), aufgespießt, und zwar vom Rücken her durch die rechte Flügeldecke, sodas die Nadel zwischen dem zweiten und dritten Fußpaar herauskommt. Mit der Spitze der gleichen Nadel steckt man die Käfer in den Sammelkästen fest. Ob man Zigarren- oder andere Kästen nimmt, ist Sache der vorhandenen Mittel.

Angenehm sind jedenfalls stets Kästchen mit Glasdeckel und notwendig ist sehr dichter Verschluss, damit schädliche Insekten, die die Käfer zerfressen, abgehalten werden. Ganz kleine Käfer werden nicht gespießt, sondern auf ein dreieckig zugeschnittenes Papierstückchen in einer Ecke aufgelegt. Hier kann man den Namen des Käfers gleich auf das Blättchen schreiben. Jeder Zettel muß auch eine Registrierungsnummer tragen, damit über den Inhalt der Sammlung eine Liste geführt werden kann, die alle nötigen Angaben enthält. Schließlich ist die Sammlung vor grellem Sonnenlicht, das mit der Zeit die Farben schädigen würde, zu bewahren.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

* „Orientalischer und Israelitischer Monotheismus.“ Tübingen, Mohr.